

Predigt in der Dominikanerkirche am 16. Februar 2014

Doch wie's da drinnen aussieht...

(Mt 5,20–28; Huub Osterhuis, Ich steh vor dir mit leeren Händen)

Innen, außen

Ein alter Operettenschlager, ich hab ihn mal gemocht, weiß aber nichts mehr Genaues über Komponist, Werk und Situation, erinnere mich noch an die sprichwörtlich berühmte Schlussphrase: „Doch wie's da drinnen aussieht, geht niemand was an“. Ist es nicht doch das „Land des Lächelns“ von Franz Lehár gewesen? Und hat der Schlager nicht so angefangen: „Immer nur lächeln, immer vergnügt“? Gerade wenn man in der Öffentlichkeit steht, viele hinschauen: immer nur lächeln, möglich gut gelaunt sein, gut rüberkommen, freundliches Interesse zeigen. Das ist gut fürs Image, mitunter elementare Bedingung für den Erfolg – Maske, die mich schützt, verdeckt, was mich angreifbar machen würde.

Niemand soll wissen, wie's da drinnen aussieht. Weiß ich es denn selbst, „was im Menschen [in mir] ist: an Kleinlichkeit, Gier, Hochmut, Neid – und Verlangen“? Der große Mystiker und Politiker *Dag Hammarskjöld* hat so gefragt. Weiß ich's, will ich's wissen? Kann ich's wissen? Die Innenwelt der Motive und Antriebe, der Trauer, der archaischen Selbstbehauptung, des Vorne-sein-, des Besser-sein-Wollens, der Entwertung aller anderen, des Begehrens; der Hexenkessel der Triebe, den die Analytiker seit Freud nur vorsichtig aufzudecken wagen?

Die Triebe sind unersättlich; Gefühle, gerade die schlechten, sind ziemlich radikal: Wenn man könnte, wie man wollte: Ich würde ihn vernichten, ich würde sie so was von niedermachen, demütigen – oder mit ihr... Aber das geht keinen etwas an. Ich lasse es ja nicht raus. Da ist Gott sei Dank der Pförtner Vernunft, der nicht nach draußen lässt, nicht Realität werden lässt, was in mir kocht, weil es mir ja selbst schaden würde. Und so komme ich als einigermaßen freundlicher Mitmensch ganz gut durch.

Schon wer gegen seinen Bruder zornig wird

Gilt das alles nichts: dass ich nicht ausführe, was ich phantasiere, nicht nach draußen lasse, was in mir kocht – dass ich mich *beherrsche*? Der Jesus der Bergpredigt lässt es nicht

gelten: Jeder, der gegen seinen Bruder zornig wird, der eine Frau auch nur lüstern anschaut... Dem Gericht soll er verfallen. Ach Jesus, warum rechnest Du nicht mit dem Menschlich-Allzumenschlichen, mit mir, dem Triebmenschen, dem Missgünstigen, dem eingefleischten Egoisten! Ich bin es *auch*. Aber ich beherrsche mich ja, lass es kaum mal raus. Die Psychoanalytiker haben so viel mehr Verständnis mit mir. Was soll ich anfangen mit Deiner Gerichtsdrohung? Nein, so geht das doch nicht in einer therapeutisch aufgeklärten Gesellschaft. Wie's da drinnen aussieht, das geht allenfalls meinen Therapeuten etwas an; und der will mir ja gut, will, dass ich mich annehmen lerne, will mich nicht vor Gericht zerren.

Oder meinst Du es so: Eh Du, Jürgen Werbick, mit der ganzen Gewalt Deiner Verurteilungsbereitschaft andere niedermachst, schau in Dich selbst hinein, was Du da findest. Der Andere mag ausgeführt haben, was Du Dir nur erträumtest. Und Du hast Glück gehabt, dass bei Dir ein gut funktionierender Pförtner im Kopf sitzt, der nicht hinausließ, was Du geträumt hast. Oder du hast Glück gehabt, weil sich die Gelegenheit nicht bot. Was gibt Dir das Recht, jetzt zu verurteilen, besser dazustehen. Denn das willst Du doch immer wieder und in so vielem: besser dastehen – im Vergleich zu dem, zu der, über die Du jetzt herfällst, die Du jetzt niedermachst, in Gedanken, seltener, Gott und deiner Vernunft sei Dank, in Worten und Werken.

Besser dastehen?

Vielleicht meinst Du es so Jesus: Ich schlag Dir die Legitimation aus der Hand, besser dazustehen in alltäglichen Richten und Gerichtetwerden, wenn wir über einander zu Gericht sitzen, urteilen und verurteilen, was das Zeug hält. Ich stehe nicht besser da, sondern mit leeren Händen – über das *Oosterhuis*-Lied haben wir mit *Reinhard Feiter* schon vor einigen Wochen nachgedacht; wir können uns bei Osterhuis jetzt die weiteren Gedanken und *Stich*-Worte ausleihen: Mit leeren Händen – „mein Unvermögen hält mich ganz gefangen.“ Ja, das ist es doch, was Dir nahe gehen sollte, Jesus, Gott! Mein Unvermögen, über mich selbst hinauszukommen, damit zurechtzukommen, was alles in mir ist und brodelte. Mein Unvermögen: dass ich den guten Willen so oft nicht in mir wecken kann, den ich den anderen schuldig wäre, damit es besser wird mit uns. Dass ich so wenig an mich glauben kann, an mein „Potential“, für andere gut zu sein; dass ich so wenig an Dich glauben kann, der mich dazu berufen und ausgestattet hat, irgendwie die

Hoffnung in mich hineinlegt, sie in meine Hände legt, dass in mir ein guter Wille keimen und dass daraus viel werden kann.

In mir ist unendlich viel an Drang und Druck. In meinen Händen ist so wenig. Die Hoffnung auf Dich, die Du mir gegeben hast, zwischen den Fingern scheint sie zerronnen, manchmal. Und dann steh ich wirklich mit ganz leeren Händen da, mir selbst überlassen, mit Selbst-Einsichten, die wenig Hoffnung geben.

Das Wort, das tröstet und befreit

Kann ich dann das Wort – Dein Wort – hören, „das tröstet und befreit“, „mich führt in deinen großen Frieden“? Trost, nicht Vertröstung. Der Trost eines Verstehens, das nicht nur so dahergesagt ist, sich auskennt mit dem Menschlich-Allzumenschlichen, wie es in meinem Innern sich abspielt – eines Verstehens, das zu mir hält und mich womöglich in den „großen Frieden“ führt. In das Land des Friedens, „das keine Grenzen kennt“.

Die Hoffnung auf diesen Trost ist zu groß, als dass sie sich alltäglich erfüllen würde. Wir könnten sie hegen, miteinander hegen. Die Hoffnung trotz allem und in allem, was wir sind und nicht sind, was wir in uns haben und nicht haben. Dieses Land des Trostes und der Freiheit würde uns ja schon aufgeschlossen, jetzt schon aufgeschlossen, wenn wir uns nicht verstecken müssten mit dem, was unsere Selbst-Einsicht an den Tag fördert. Wenn wir wenigstens hie und da das Wort hörten – und glaubten: Lass es gut sein! Wenn Du es gut sein lässt, kann es gut werden. Wenn uns tatsächlich jemand entgegenkommt auf dem Weg, der uns so sehr ernüchtert, entmutigt.

Ich möchte glauben, dass der Weg dahin führt, wo ich mit mir und mit den anderen „in Frieden“ leben kann. Ich möchte glauben, dass das keine Frage ist – wie im Text des Liedes –, sondern unendlich wohlthuende Tatsache: „Du hast mit Namen mich in deine Hand / in dein Erbarmen fest mich eingeschrieben“. Ich möchte glauben, dass das auf meinem / unserem Weg wahr wird und die Wahrheit meines / unseres Weges noch an seinem Ende ist: Dass Er mir entgegen kommt, mich willkommen heißt und hineinführt in das grenzenlose Land, wo Platz für mich ist, ein guter Ort für meine tiefe Zwiespältigkeit, für alles, was in mir ist, damit es endlich geheilt wird.

„Bist Du der Gott, der Hoffnung mir verheißt? Ich möchte glauben, komm mir doch entgegen“ – Du Gott des guten Endes und des guten Anfangs, die jetzt anfangen und

nicht aufhören sollen anzufangen, du wirst zurechtkommen mit dem, was alles in mir ist,
es gut sein und gut werden lassen.

Jürgen Werbick